

VOLKSKUNDE

Ein hegauischer Bäckerlehrling und sein Meister retteten einst die freie deutsche Reichsstadt Stein am Rhein

Die „No e Wili!“-Freilichtspiele zu Stein i. J. 1957¹⁾

Zehntausende von Ferienreisenden, darunter auch sehr viele deutsche Gäste, Vereine, Schulen und Schweizer Hochzeitsgesellschaften besuchen alljährlich das wohlerhaltene mittelalterliche Schweizer Grenzstädtchen und ehemalige deutsche Reichsstadt Stein a. Rh., auch das Rothenburg am Rhein genannt; sie bewundern die den Marktplatz umgebenden, mit schönen Erkern, steinernen Wappen und bunten Gemälden gezierten Häuser, vor allem auch das stilvoll erneuerte Rathaus, dessen Fassade Prof. Karl Häberlin aus Stuttgart vor 60 Jahren mit Bildern aus der Geschichte Steins geschmückt hat und von denen das in düsteren Farben gehaltene Fresko „Die Errettung der Stadt aus der Mordnacht 1478“ („No e Wili!“-Sage) jeden Beschauer besonders fesselt. Und wie schon 1924 und 1930 führt die Stadt Stein auch i. J. 1957 wieder die „No e Wili!“-Sage als dramatisches Freilichtspiel auf. Welche geschichtliche Bewandnis es mit Sage, Gemälde und Spiel hat, ist gar seltsam und tragi-komisch zugleich.

Auf der über dem Städtchen Stein a. Rh. kühn aufragenden Burg Hohenklingen saßen seit dem 13. Jahrhundert die Herren von Hohenklingen, denen die deutschen Kaiser die Schirmvogtei über die Stadt und das Benediktinerkloster Stein als erbliches Reichslehen übertragen hatten. 1457, also vor 500 Jahren, verkauften die verschuldeten Hohenklinger ihre Reichsvogtei über Stadt und Kloster um 2450 rhein. Gulden an die Bürgerschaft von Stein. Damit erlangte das Städtchen seine Freiheit, es wurde eine unmittelbare deutsche Reichsstadt, und die Bürger wählten jetzt ihre Behörden, den Bürgermeister, die Räte und Richter selbst. Der schwäbisch-österreichische Adel am Rhein und im angrenzenden Hegau sah aber die Freiheit des Städtchens ungern und faßte im Bunde mit dem abgesetzten Bürgermeister von Stein als Mitverschworenem den geheimen Plan, durch einen nächtlichen Überfall sich des Städtchens zu bemächtigen und es zu einer österreichischen Landstadt herabzudrücken.

In einer Nacht des Jahres 1478 — so berichtet die Sage — fuhr den Bodensee-Untersee und Rhein hinunter ein Schiff, das mit Salzfässern beladen war, in und hinter denen sich jedoch bewaffnete Ritter und Knechte versteckt hatten. Unter dem Schutz der finstern Nacht gelangten die hegauischen Kriegersleute bis vor das Städtchen und sammelten sich vor dem Öhninger Tor und dem Schiffslandeplatz; sie sollten von mitverschworenen Bürgern der Stadt beim „welschen Törlein“ eingelassen werden. Ein in der nahen Bäckerei arbeitender hegauischer Bäckerlehrling, der schon früh aufgestanden war, vernahm ein verdächtiges Geräusch, schlich zum Törlein hin und öffnete es einen Spalt weit. Das bemerkte einer der Ritter draußen und fragte den vermeintlich Mitverschworenen drinnen: „Ischt's Zit?“ („Ist es Zeit?“). Der Gefragte aber, Gefahr witternd, erwiderte schnell besonnen: „No e Wili!“ („Noch eine Weile!“) und erstattete eilends Meldung dem (mitverschworenen) Bürgermeister, der ihm kein Gehör schenkte, und dann seinem Bäckermeister, der, rasch entschlossen, durch die Sturmglocke die Bürgerschaft weckte; sie stand sofort in Waffen da, schlug den Feind blutig von den Toren ab und ertränkte den

¹⁾ Vorgesehene Spieltage: Ab Mitte Juli bis Ende August je Donnerstag, Samstag und Sonntag, Beginn ca. 18.30 Uhr, Ende ca. 21.30 Uhr.

ungetreuen Bürgermeister, in einen Sack gesteckt, im Rhein. So war der Anschlag des hegauischen Adels auf das Städtchen mißglückt, und Stein blieb — wenn auch seit 1484 unter der Obrigkeit der eidgenössischen Stadt Zürich — bis 1803 eine freie deutsche Reichsstadt und wurde dann durch die Mediationsakte Napoleons dem Kanton Schaffhausen zugeteilt und damit in die eidgenössisch-helvetische Republik Schweiz eingegliedert.

Zur Erinnerung an die überstandene Gefahr von 1478 und zugleich zur künftigen Mahnung beschloß der weise Rat der Stadt, „daß hinfüro der Nachtwächter beim letzten Stundenruf das Listwort „No e Wili!“ zu gebrauchen habe.“ Und es ist heute noch ein geflügeltes Wort in Stein.

Die ehrbare Bäckerzunft Stein aber gelangte durch die besonnene, rettende Tat zweier ihrer Genossen zu hohem Ansehen. Sie erhielt eine Ehrenfahne, eine bunte Stickerei auf weißem Seidentaffet mit dem Stadtwappen in der Mitte, und weiter das Privileg, „daß sie alle drei Jahre mit fliegender eigener Fahne und klingendem Spiel einen Umzug durch die Stadt halten und das Stammhaus ihrer Freiheit (das Haus des wackeren Bäckers) mit einer Salve beehren dürfe; und wenn ein Meister der Löbl. Bäckerzunft oder ein Müller, deren Professionisten sie auch in ihr Kollegium aufnahm, Hochzeit hält, so wird die Fahne gleichfalls aufgesteckt.“ Wenn der Brauch des Umzugs in der Französischen Revolutionszeit (1798) auch einging, so hielt doch die Zunft ihre Fahne immer hoch in Ehren. Bei Hochzeiten der Bäcker und Müller durfte sie am Hause des Zunftobmanns lustig flattern. Und noch heute ist das reizvolle malerische-romantische Stein, das ehemalige deutsche Reichsstädtchen am Rhein, ein beliebtes Ziel vieler schweizerischer Hochzeitsgesellschaften von nah und fern, und es ist stolz auf seinen erworbenen ehrenden Beinamen „die Stadt der Hochzeiten“.

Josef Zimmermann

Sprachgeschichtliche Plauderei über Fastnacht

Von Albert Azone, Aach

Unser Wortschatz weist uns drei Bezeichnungen auf über die frohe Zeit, vor der wir in den nächsten Tagen stehen. Es sind die Worte: Fastnacht, Fasnacht oder Fasnet, Fasching und endlich das Fremdwort Karneval.

Fastnacht bedeutet von zu Hause aus die Nacht vor der Fastenzeit, die Nacht, die dem großen Fasten vorangeht. Hier muß aber bemerkt werden, daß unter Nacht nicht die Zeitspanne verstanden werden darf, die heute ausschließlich nur noch darunter verstanden wird, vielmehr ist der Begriff ein weiterer und deckt sich mehr mit unserm heutigen Wort „Zeit“. Eine ähnliche Wandlung haben wir in dem Worte „Weihnacht“, worunter wir jetzt nicht mehr allein die „weihevollte Nacht“ verstehen, sondern die ganze Zeitspanne, in der die betreffenden Feste die glanzvollen Mittelpunkte sind. Nach Prof. Fehrle sind diese Bezeichnungen darauf zurückzuführen, daß die Germanen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten ihre Zeit rechneten.

Die mundartlichen Ausdrücke „Fasnet“ und „Fasnacht“, denen wir schon im dreizehnten Jahrhundert begegnen, weisen uns auf einen andern Stamm hin, der mit „fasten“ und „Fastenzeit“ nichts gemein hat. Kluge führt es auf das althochdeutsche „fason“ zurück, dem unser heutiges Tunwort „faseln“ entsprossen ist. Letzteres bedeutet: irre oder verworren reden, hin- und hersuchen, Unsinn treiben. (Vergleiche dazu: faselig, Faselei, Faselhans und unsern mundartlichen Ausdruck „Faxen machen“!). Das Wort „faseln“ bedeutet also sich unsinnig oder wie